

Biographie

Alexander Xaver (eigentlich Xaver Josef) Gwerder wird am 11. März 1923 in Thalwil geboren als Sohn des Josef Xaver Gwerder (1900–1976) und der Louise, geborene Iten (1894 bis 1987), aus Ägeri. Er hat zwei jüngere Geschwister: Johannes (geb. 1930) und Anneliese (geb. 1935). Der Vater stammt aus dem Muotatal im Kanton Schwyz und arbeitet als Werkmeister in der Seidenfabrik *Schwarzenbach* in Thalwil. 1924 zieht die Familie von der Ludretikonerstrasse 27 an die Alte Landstrasse 179 in Thalwil. Gwerder erinnert sich, dass er schon als Kleinkind „nie ganz in der Realität lebte“:

Jenes Zimmer, an der alten Landstrasse in Thalwil, in dem ich nachts, es war zugleich Schlafzimmer meiner Eltern, kaum 1jährig, vor den Gittern meines Eisenbettchens Tiger promenieren sah, ist mir ebenso gegenwärtig, wie mich irgend ein Steuerzettel oder ein Aufgebot zur Klarheit bringen kann: ich träume. (1| Brief (= B) an Erica Maria Dürrenberger (= EMD), (Mitte November 1951) (uv.))

1928 erfolgt der Umzug an die Glärnischstrasse 26 in Wädenswil. Von 1929–1935 besucht der von seinen Eltern „Veri“ genannte Gwerder dort die Primarschule.

Meine Kindheit unterschied sich nicht von der anderer Arbeiterkinder. Mit der Kinderkrippe begann die Einsamkeit, die bis heute eigentlich dieselbe blieb. (...) Mit zwölf Jahren begann ich mein erstes Tagebuch, das mir, als Vater es erwischte, Schläge eintrug. Da verlegte ich mich aufs Malen. (2| B an Kurt Friedrich Ertel (= KFE), 25.6.1950 (uv.))

In seiner Klasse zählt er zu den besten Schülern; Zeichnen und Deutsch sind seine Lieblingsfächer. Gwerder erinnert sich an das „Blitzlicht jenes Zaubers, der zur Winterszeit im Dorf lag, wo ich zur Schule ging. Um 4 Uhr nachmittags waren die Schulstunden beendet, und keiner von uns begab sich geradewegs heim. Wir warfen Schneebälle zum Ärger eines grossen Misanthropen, des Abwartes, gegen die Scheiben unseres Gefängnisses. Unversehens wurde es auf diese Art 5 Uhr und die Dämmerung dunkel. Da flammten jeweils da und dort die ersten Strassenlaternen auf, die an Drähten von Stange zu Stange über dem Heimweg gespannt waren, und leuchteten ins Dunkelblaue eines Dunkelblaus, dass es wie zwiefacher Himmel schien.“ (3| Alexander Xaver Gwerder (= AXG): Manuskript „Tagebuchblätter 1950/1951“ (= MTb.), Eintrag 18.1.1950, unpaginiert (uv.))

Wenn er in der Freizeit nicht durch die Wälder streift oder Velotouren macht, malt er „kitschige Aquarelle und leidliche Kopien kitschiger Postkarten“ oder liest Bücher von Karl May.

Dabei verfolgt er Winnetou und seine Freunde nicht nur im Buch, sondern auch auf der stets daneben liegenden Karte. (4| Mechthild Korner: „Find heim...“, a.a.O., S. 8)

Die „ersten, schauerlichen Verse“ entstehen Mitte der dreissiger Jahre.

Ich bemerke so nebenbei, dass ich eigentlich schon als kleiner Kneisel gedichtet haben muss, denn die neusten Verse müssen aus jener geistigen Landschaft stammen, die man damals für so wirklich hielt, dass man sich nicht darüber klar wurde, dass man träumte. (5| B an KFE, 12.12.1951 (uv.))

Nachdem die Familie 1932 zweimal in Wädenswil das Domizil gewechselt hatte – von der Glärnischstrasse an die Weststrasse 2 und von dort an die Buckstrasse 8 –, bezieht sie 1934 ein Haus an der Gartenstrasse 16 in Rüslikon. Von 1935–1938 geht Gwerder dort in die Sekundarschule. Als Jüngling ist ihm die katholische Kirche, aus der er später austreten wird, noch ein sinnliches Erlebnis:

Ich war auch mal Altardiener (Ministrant nennt man das) und schnurrte einst Weihrauchbetört und kultbeflissen die Messe lateinisch herunter ohne Lateinisch zu können. Das waren noch Zeiten! Ich erinnere

mich genau, wie wollüstig ich im Schott'schen Volksmessbuch blätterte und die schmiegsame Griffähigkeit am Ziegenleder erprobte. Dann, eine ähnliche Wollust ergab sich aus dem Schwung des Weihrauchfassens: ich malte mir immer aus, wie es würde, wenn die Kette risse, und versuchte dabei, ganz unmerklich, den Schwung auf diesen oder jenen der im Chor Sitzenden zu lenken für den Fall – (6| B an Oda Schaefer (= OS), 14./21.1951, GW, S. 258f.)

„Als das Malen zur Leidenschaft gediehen war und ich 15 Jahre zählte, kam die Berufswahl. Da Malen kein Brotberuf ist“, (7| Siehe Anm. 2) macht er „wider Willen“ von 1938–1942 eine Lehre als An- und Umdrucker bei der Firma *Gebrüder Fretz* in Zürich. In der Gewerbeschule lernt er das Lithographieren in der gleichen Lehrlingsklasse wie der spätere Tiermaler Fritz Hug und der künftige Schauspieler Fred Tanner. In der Freizeit diskutiert Gwerder gerne in Cafés wie dem *Montparnasse* und dem *Select* in Zürich oder geht ins Kino, um französische „Milieufilme“ oder Filme von Laurel und Hardy anzusehen. Jean Gabin und Michel Simon gehören zu seinen Lieblingsschauspielern. Der Jugendfreund Ernst Zahner erinnert sich, dass der Liebhaber von „Filmen mit kriminalistischem Einschlag“ sich eines Abends weigerte, „alleine nach Hause zu gehen. Die Schreckgestalten, die er eben in einem Gruselfilm gesehen hat, verfolgen ihn in jedem verschneiten Gartenpfosten: der sonst so mutige und waghalsige Gwerder übernachtet bei seinem Freund! (8| M. Korner: „Find heim...“, a.a.O., S. 10) Andererseits musste einmal E. Zahner „mit einer Luftpistole die Asche von der Zigarette schießen, die Gwerder im Mund hielt“. Und „ein anderes Mal balancierte er auf einem schmalen Brückengeländer über die Sihl“. (9| M. Korner: „Find heim...“, a.a.O., S. 11) 1940 schreibt er „kitschige Liebesgedichte“, „immerhin an eine Geliebte, die mich dann in der Folge samt den Gedichten nicht ernst nahm.“ (10| Siehe Anm. 2) Ein Jahr später lernt er bei den Pfadfindern seine spätere Frau Gertrud Wälti (geb. 1923) kennen.

„Mit 19 war dieser entscheidende Kreuzweg“ – die Diskrepanz zwischen Wunsch und Zwang bei der Berufswahl – „beendet. Entscheidend in dem Sinne, als dass er mich ganz nach innen verwies, wo ich nach und nach jene Möglichkeiten entdeckte, die das Leben ausmachen.“ (11| Siehe Anm. 2)

1942 muss er in Kloten als Artilleriebeobachter in die Rekrutenschule „mit ihrem ganzen Sadismus, mit ihrer ganzen Sinnlosigkeit“. Erster Versuch, das Militär in Frage zu stellen, indem er sich weigert, auf „Mannsscheiben“ zu schießen. Nach der Grundausbildung leistet er Aktivdienst „an der Alpengrenze Gotthard-Bedretto gegen Italien, der mir zu sehr persönlichen Ansichten über die Elemente des Zwanges verhalf“. (12| Siehe Anm. 2) Eines dieser „Elemente“ sah so aus:

Inspektion durch Major Sonderegger. Die Mannschaft steht im knietiefen Schnee, die Vollpackung auf dem Rücken, den Karabiner in der rechten Hand, zwanzig Min. in Achtungstellung. Der grimmige Wind, es ist minus 18 Grad, zerreisst die noch viel grimmigeren Flüche. Es ist Befehl, ohne Ohrenschützer, Wollhelme, Halstücher und Handschuhe anzutreten. Was das hiess, wissen nur diejenigen, die dabei waren. Ein Ausspruch Sondereggers: Für jeden Beobachter ist es eine Ehre, Katarrh zu haben. (13| AXG: Typoskript „Das geschah während des letzten Krieges“, undatiert (November 1949), uv. Der Text war eine Reaktion auf den „Aufruf an unsere WK-Soldaten“ in der *Tat*, 7.11.1949, der „Anekdoten“ aus dem Wiederholungskurs „zur Erheiterung unserer Leser“ wünschte. Er wurde von Jaeckle abgelehnt, gemäss B an AXG, 9.11.1949 (uv.): „Sie haben uns nicht verstanden! Unsere Anekdoten wollen keine Kritik wiedergeben.“)

1943 begegnet er dem „Blauen Eisenhut“, dem „Keim“ zum Titelgedicht seines späteren Gedichtbandes: Im Meiental „stand ich oben, wo nach den mageren Matten die Felsenpfade beginnen, um eine Wegbiegung herum, plötzlich Aug in Auge mit dem königlichen Kämpfen der hohen Flora. Er wurde mir dunkles Symbol –: seine tonlose Einsamkeit, sein Trotzen, seine Form und Farbe, sein Gift, seine Unberührbarkeit und schliesslich die verschiedenen und seltsamen Orte seines Vorkommens.“ (14| B an Erwin Jaeckle (= EJ), 23.12.1951, GW, S. 374) Er beginnt „ernstlich zu schreiben“.

1944 heiratet er Gertrud Wälti, „Sekretärin eines Rechtsanwaltes“. Das Paar nimmt Wohnsitz am Gatterweg 14 in Riehen bei Basel. Geburt des Sohnes Urban, eigentlich Alexander Urban. (15| Urban Gwerder schrieb schon als Kind Gedichte, veröffentlichte 18jährig einen ersten Gedichtband und war in den 60er Jahren ein bekannter Undergroundpoet und -publizist. 1998 wird sein Buch *Im Zeichen des magischen Affen*, eine Anthologie seines Schaffens und Zeitgeschichte der Gegenkultur von Anfang der 60er Jahre bis heute, erscheinen.) Noch Jahre später ereifert sich Gwerder, der auch in diesem Jahr Aktivdienst leisten muss, dass „der damalige Hptm. Weiss (...) das Telegramm, darin mir meine Frau die Geburt des Alexander Urban ankündigte, mir 5 Tage lang hinterzog, um den Urlaub (...) nicht geben zu müssen“. (16| B an EMD, 20.9. (- 22.9.1951), GW, S. 330) Er erlebt am Rande den Krieg:

Während eines Samstagmorgen-Bummels entlang der Wiese, bombardierten einige Flieger das Dorf Weil. Die Bäume, schöne starke Eichen und Ulmen, strotzten und rauschten und die Wiese rauschte auch und glitzerte silbern. Ein Storch fing Frösche in einem Graben und trug sie, an einem Bein gepackt, zum Horst. Libellen gab's, die auch flogen. Und dann krachte es. Ziegel flogen hoch, von blosser Auge gut sichtbar. Der Tüllinger Hügel stieg schön und symmetrisch, seltsam symmetrisch, wie ein Kegelgrab. Ich war erstaunt und die Zeit schien mir verflucht, und notwendig das Abseits, das Lichtjahre zwischen Innen und Aussen legt. (17| Siehe Anm. 2)

Nachdem Gwerder „von Basel genug Engstirniges“ gesehen hat, zieht die Familie im Frühjahr 1946 an die Albisstrasse 153 in Zürich-Wollishofen. Geburt der Tochter Heidi.

Lernt in der Firma *Fotorotar* den Maler Max Baer kennen, mit dem, ihn für einige Zeit eine Freundschaft verbindet. Er schliesst die Prosasammlung „Ein Mosaik aus Sehnsucht“ ab, „viel zu sentimental, zu künstlich“.

1947 tritt er in die Druckerei *Hug & Söhne* an der Feldstrasse 122 in Zürich ein, wo er bis zu seinem Tod als Offsetkopist und auch als Lehrlingsauszubildner arbeitet. Er besucht an der Universität verschiedene Vorlesungen über Literatur, die er jedoch „trocken, leblos, gänzlich aussen und ohne Beziehung“ findet. Der Autodidakt lässt als „einzigen Lehrer“ gelten: „meine Augen“. Die von Gwerder geschilderte Lebensform hat bis in sein Todesjahr Gültigkeit:

Seit Ende 46 lebe ich ganz für mich mit meiner Familie, die mich gar nicht stört, mit ein paar Büchern, Bildern und hin und wieder einem Konzert. (18| Siehe Anm. 2)

Vermutlich im Januar 1949 fasst er die seit 1943 entstandenen besten Gedichte in der Sammlung „Aus der Innung des engen Lebens“ zusammen, wobei er zwei Jahre später von den 122 Texten nur noch ein Sechstel als „passable Verslein“ bezeichnet. Im Februar 1949 bietet er die Sammlung dem *Arche-Verlag* in Zürich an, der nach Gwerders Tod mehrere Bände mit nachgelassenen Texten publiziert. Zu diesem Zeitpunkt kann sich aber der Verlag nicht für eine Veröffentlichung der Gedichte entscheiden, obwohl er „von ihrer Qualität, hauptsächlich auch in formaler Hinsicht, sehr beeindruckt“ (19| B vom *Verlag der Arche*, 21.3.1949 (uv.)) ist. Versuche, die Sammlung in anderen Schweizer Verlagen zu veröffentlichen, scheitern ebenfalls.

Im Frühling 1949 entstehen die „Zwei Gesänge gegen die Masse“, die „schon seit Jahren in mir gärten und in kurzen Stücken, die ich noch nicht zu deuten vermochte, hie und da ausbrachen.“ (20| AXG: MTb., Eintrag 29.1.1950 (uv.)) Ein Jahr später versucht er den „Hintergrund“ von Gedichten wie diesen zu beschreiben:

Mir graut vor den Völkern, vor dem Volk, vor der Masse. (...) ich stürbe durch sie, müsste ich einer der ihren werden. Welche Hölle! Und das im Friedensparadies Europas. Es lebt sich so leicht hier, so gut und so fett. Man ahnt, bei aller Wohlhabenheit, nicht, dass es den anderen noch gibt, der in den Kreuzweg dieser Wohlhabenheit, dieses Sattseins gespannt ist. Einmal wird man ihn hören müssen. (21| AXG: MTb., Eintrag 6.7.1950 (uv.))

Im Juni 1949 gratuliert er Gottlieb Duttweiler, Gründer der Migros und Politiker, „dass es eine, relativ wichtige, Erscheinung wie Sie in der Schweiz noch wagt, gegen den Strom von Dekadenz zu schwimmen.“

(22| B (Kopie) an Gottlieb Duttweiler, 1.6.1949 (uv.))

Durch Vermittlung eines Arbeitskollegen, Hans Hilfiker, schickt Gwerder die beiden erwähnten Lyriksammlungen und andere Gedichte Erwin Jaeckle, Chefredaktor der *Tat*, zu, auch weil sie „rein sprachlich, als einzige Zeitung mir erträglich ist“. (23| B an EJ, 4.7.1949, GW, S. 208) Am 16. Juli 1949 werden erstmals vier seiner Gedichte in der *Tat* veröffentlicht. Jaeckle ermuntert ihn:

Ihre Gedichte (...) sind in jedem Sinne verheissungsvoll und schon die Stufe, die sie erreicht haben, erfreulich. Gehen Sie den Weg weiter. Verzichten Sie auf alle Rilke-Anklänge. Ihre Gedanken haben diese Art Sprachkleid nicht nötig. (24| B von EJ, 12.7.1949, GW, S. 209)

Die Anerkennung macht Gwerder „ordentlich Freude und Mut“, und er dankt Jaeckle für „das Wohlwollen auf welches man sonst in meinem Alter so selten stösst“. (25| B an EJ, 16.7.1949 (uv.)) Mit Jaeckle, „einem umfassenden Geist, dem intelligentesten Schweizer wahrscheinlich“, beginnt er einen Briefwechsel, in dem neben Problemen der Literatur vor allem die oft unterschiedlichen Ansichten der beiden zum Militär und zur Politik in der Schweiz zur Sprache kommen. Jaeckle setzt sich immer wieder für Gwerders Gedichte ein, lehnt aber die Publikation der militär- und gesellschaftskritischen Aufsätze stets ab. Gwerder beginnt einige Zeit später ebenfalls mit Max Rychner, dem bekannten Literaturkritiker und Feuilletonredaktor der *Tat*, zu korrespondieren. Er findet an Rychner „nichts Spezifisches im nationalen Sinn, lauter universale Sachlichkeit in begeistertem Eifer, Grösstes zu feiern und zugänglich zu machen“. (26| B an EJ, 26.2.1950, GW, S. 211)

Im Herbst 1949 „beging ich die 27 Sonette der ‚Kleinen Verklärung‘, die wohl nur wenigen ihren Sinn preisgeben. Ich war dienend dabei und bekam vor lauter Demut Hemmungen, sobald ich unter die Leute in der Stadt geriet. (...) es waren wundervolle Abende, Nächte und selbst Tagesstunden, in denen meine Feder und ich dieselbe Schwingung eines Höheren aufwiesen.“ (27| Siehe Anm. 20) Er bietet diese Sammlung und „Zwei Gesänge gegen die Masse“ vergeblich Schweizer Verlagen zur Publikation an.

Wie ein Motto zu den kommenden drei intensiven Lebens- und Schreibjahren wirken das in seinem Brief aus diesem Jahr an den Maler-Freund Max Baer ersehnte „Spanien der Seele“ hinter der „wechselnden Innung unseres Ichs“ und das geforderte „Versteck, ein unbelauertes Stück Leben, von Ländern, die Menschen nicht ertragen, umgeben.“ (28| B an Max Baer, 28.8.1949 (uv.). Im Besitz von Kurt Baer, Horgen)

Am 18. Januar 1950 beginnt Gwerder – unregelmässig – ein Tagebuch zu führen. Darin denkt er über seine schriftstellerische Zukunft nach:

Ich habe grosse Gedanken, ungestaltete, undeutliche Ideen, die wohl erst empfangen sind. Aber ich bin sicher, dass Werke daraus erwachsen werden, die rühmlich sind, und sicher bin ich auch, dass ich sie schaffen werde. (29| AXG: MTb., Eintrag 5.2.1950 (uv.))

Er freut sich riesig über die „wirklich dichten Gedichte Valéry's in der Übersetzung des grossen Spürers jeden Gefühls: Rilke“. (30| AXG: MTb., Eintrag 23.1.1950 (uv.)) Paul Valéry's Werk wird nun zunehmend mit der „Genauigkeit der Gedanken eines *Herr Teste*“ die Stelle der „präzisen Melodik“ Rilkes einnehmen. Etwas später macht er Bekanntschaft mit den Gedichten Georg Trakls, einem „ungeheuer grossen toten Bruder – einem ungeheuer lebenden“:

Wenn Rilke ein Mond ist, dann ist Trakl ein Wetterleuchten das man umarmen kann. (31| B an OS, August 1950, GW, S. 239)

Im April ärgert er sich über einen das Militär befürwortenden Artikel in der *Tat*:

Merkt man wirklich noch immer nicht, dass unsere Generation den Anfang der Militärdämmerung bedeutet? Dass unter den Stahlhelmen ein Gesicht front, das heuchelt, bis es merkt, dass alle andern Gesichter auch heucheln? Der Geist der Résistance wächst im eigenen Lande gegen die Menschenschinderei perverser Provenienz. (32| B an EJ, 11.4.1950, GW, S. 215)

Kurz darauf berichtet er Jaeckle über seine Reaktion auf dessen „Idee von der absoluten Landesverteidigung“ in der gleichen Zeitung:

Ich war nahe daran das Militär zu bejahen. Ich will Ihnen schwören: Es war das erste Mal in meinem Leben! Sofort rief ich mir jenen Wachtmeister in Erinnerung mit den hervorstehenden Augen, von Beruf Kübelleerer bei der Stadt, wie er im finsternen Treppenaufgang der Sust Hospental dem Hauptmann flüsternd hinterbrachte, wie ein Kamerad von mir noch Dreck zwischen den Nägeln des Absatzes seiner Militärschuhe habe. Und damit, siehe da, brachte ich Ihren ganzen, so wirklich gemeinten Leitartikel zum Zusammenbruch. (33| B an EJ, 18.4.1950, GW, S. 217)

Jaeckle mahnt ihn danach:

weniger Weltanschauung, mehr dichten! (34| B von EJ, 19.4.1950, GW, S. 219)

Gwerder schreibt im Mai der deutschen Dichterin Oda Schaefer auf ihre in der *Tat* publizierten Gedichte hin:

Und hätte ich besser beobachtet, wäre mir an Ihren Versen aufgestiegen, dass Sie Deutsche sind. Eine Schweizerin schreibt nicht: „Der Mittag ist erkrankt.“ Einen erkrankten Mittag gibts hier einfach nicht; vielleicht darf es ihn nicht geben. (35| B an OS, 28.5.1950, GW, S. 223)

Schaefer macht Kurt Friedrich Ertel, einen angehenden Kunsthistoriker und Herausgeber der *signaturen. blätter für grafik und dichtung* im pfälzischen Landau, auf den „jungen, sehr begabten Schweizer Lyriker“ aufmerksam:

Er macht sehr eigenartige Gedichte, ich setze grosse Stücke auf ihn. (36| B von OS an KFE, 10.6.1950 (uv.). Im Besitz von Martina Ertel, Giessen)

Der „avantgardistische Verleger“ Ertel bittet Gwerder darauf um Gedichte für seine Zeitschrift. Dieser ist nicht überrascht, „dass der Boden in Deutschland fruchtbarer ist als der unserige, der mehr und mehr einer Wüste von Bierbäuchen und Ballfüsslern gleicht.“ (37| AXG: MTb., Eintrag 20.6.1950 (uv.)) Ertel schreibt ihm nach der Lektüre der Texte:

Das ist überhaupt das Grossartige an Ihrer Dichtung, dass sie, abgesehen von einer dichterischen Naturveranlagung, Entwicklungsmöglichkeiten zeigt. (38| B von KFE, 6.7.1950 (uv.))

Die Publikation eines für August geplanten Heftes mit Gwerders Gedichten verzögert sich jedoch lange, auch weil die von ihm vorgeschlagenen „grafischen Pendants“ von Willy Hug den Herausgeber der Zeitschrift nicht überzeugen.

Trotz oder vielleicht gerade wegen der vorgesehenen „ersten gewichtigeren Veröffentlichung im Lande der vielen Wiegen europäischer Geister“ (39| B an OS, 2.7.1950, GW, S. 233) bereitet ihm das Leben an der Albisstrasse immer mehr Mühe:

Mein Gott, diese Umgebung. Die armselige Miniaturwiese zwischen viereckige Geschmacksmonstren geklemmt und dennoch von kleinen, strahlendweissen Müllerblümchen über und über bestickt. Eine Uhr schlägt zwischen dem Anstürmen eines Motorrades. Im Radio wäre Symphoniekonzert heute. Jetzt fangen sie auch noch an, den Garten zu begiessen. Die übergeschäftigen Spiessertrottel. Die Intriganten des Wohnlebens. Jauche über sie! (40| AXG: MTb., Eintrag 30.5.1950 (uv.))

Besinnt er sich jedoch während der Schreibearbeit auf die „Natur innen“, den „einzig wirklich stillen Punkt“, hat die Umgebung noch andere Facetten:

Über dem Dache rechts wird's noch einmal hell und seltsam kühl wie Vanille-Eis. Das Dach wird dabei ganz schwarz im Gegenlicht. Was für unglaubliche Spielarten doch das Grün hat. Es gibt ein antikes Grün an den Gesträuchen, die die Wiese umsäumen. Und dieses ist verflochten mit grauen Schatten und wirkt ruinos. (41| AXG: MTb., Eintrag 4.6.1950 (uv.))

Vielleicht besteht mein Talent, das, was ich ohne mein Dazutun habe, lediglich in der Gabe phantastischen Sehens. Meine Sehnerven schauen nicht bloss, gleichsam, sondern sie umklammern den Gegenstand, den ich anschau, dringen in ihn ein, stossen sich und werden zertreten. Dieser Vorgang bringt die entsprechenden Gefühle in Aufruhr, und wenn sich diese stürmische See wieder glättet, entsteigt ihren Fluten, wie die Schaumgeborene, das entsprechende Wort für den erschauten Gegenstand. (42| AXG: MTb., Eintrag 6.6.1950 (uv.))

Für die Entwicklung seines Talent, für sein schriftstellerisches Streben findet Gwerder in der Schweiz jedoch keine lebenden Vorbilder:

Dichter sind hierzulande sehr selten; und wenn sie welche sind, dann solche, die auf dem festen Fundament „urwüchsiger Bodenständigkeit“ thronen, dass man vor ihnen erschrickt, wie vor Kasernen. Entdeckt man eines Tages den andern, von dem anzunehmen ist, dass er senkrecht auf der schiefen Ebene der Zeit steht – dann ist er bereits seit Jahren tot. (43| Siehe Anm. 42)

Er schreibt seit Anfang dieses Jahres die meisten der „verrückten Prosagedichte“ wie „Die Begegnung“ oder „Die Mauer“, „aus meinem unmittelbaren Alltag entstanden“. Im Sommer ist das „erste Drittel“ der Sammlung erreicht. Wenn der Band „je erscheint, bin ich von der Welt der ‚Normalen‘ verurteilt und verbannt. Gut, dass es bestimmte Bindungen, wie Familie, gibt, sonst zerstöbe man, wie ein Komet.“ (44| B an OS, (Anfang August 1950), GW, S. 240) Er veröffentlicht jedoch die Prosagedichte nicht, wie geplant, in einem Band, sondern einzelne in Sammlungen wie *Die Begegnung* und *Monologe*. In bezug auf den Denk- und Schreibprozess „vollzieht sich seit einiger Zeit etwas, das ich in seiner untergründigen Unruhe am ehesten mit Umschichtung bezeichnen möchte (...) eine Reinigung im Sinne des Abstossens gewisser Vorurteile, übernommener Weisen, Denkweisen vor allem, und nicht zuletzt des Stürzens verschiedener, nun plötzlich unbrauchbarer Götzen“. (45| Siehe Anm. 42) In diesem Zusammenhang ist Gwerder klar:

Der mühsame Weg zu meinen Besitztümern wird besät sein mit Trümmern der Übereinkunft. (46| Siehe Anm. 41)

Auf Empfehlung von Kurt Friedrich Ertel besucht er im Juli die Schweizer Künstlerin Cornelia Forster:

Ihre Welt ist heil, ganz, und, wo es ratsam scheint, nichts zu sehen, dekorativ verhüllt – auf jeden Fall ohne Riss, durch den mindestens auch ein Himmel dringen könnte; ausser natürlich dem wechselnden Himmel der Geschäfte (...) in diesem Himmel tönt's ständig wie mit einer scherbelnden Glocke: Künstlerin. (47| AXG: MTb., Eintrag 20.7.1950 (uv.))

Sein „Künstlerbild“ sieht anders aus:

Man muss zu den Verachteten gehen, zu den Zerbrochenen, die aus der Verzweiflung der Umstände, der Formen ihr Werk zurechtbiegen und -hämmern, in steter Gefahr, abermals zu zerbrechen und noch mehr Verachtung zu tragen zu haben. (48| Siehe Anm. 47)

Von Ende Juli bis Anfang August verbringt er einige Ferientage „wie ein etwas in Brüche gegangener Eremit“

in Pfäffikon/Schwyz, „in einem alten Bauernhaus zu halber Höhe des Etzels, am oberen Zürichsee“:

So über der Landschaft sollte man doch meinen gesicherter zu sein vor dem Sinnlosen, vor den Tumulten blinder Tagwerkerei. Aber nein, die Wellen schlagen bis unters Haus und Nachts im Regen erwart' ich – jetzt und jetzt – das Zusammenschlagen der Flut. (49| Siehe Anm. 31)

Zurück in Zürich, „der sehr geschäftstüchtigen, immerhin in manchem auch schönen, Stadt“, (50| B (Kopie) an Karl Krolow (= KK), 11.8.1950, GW, S. 240) nimmt er durch Vermittlung von Oda Schaefer Kontakt mit dem deutschen Dichter Karl Krolow auf. Schaefer verhalf Gwerder „zu Berührungen mit jenem Deutschland ohne geographische Grenzen, zu dem man hinräumt wenn man ‚Hölderlin‘ sagen hört“. (51| B (Kopie) an KK, 2.9.1950, GW, S. 243) Die Bekanntschaft mit Vertreterinnen und Vertretern eines „geistigen Deutschlands“ lässt ihn den Schrecken über den Untergang des „Dritten Reiches“ vielleicht ein wenig vergessen, das er als junger Mann während des Krieges zeitweise bewundert haben soll.

Als ihn Ertel auf den „Olympier“ Goethe aufmerksam macht, entgegnet er ihm:

Was heisst Olympier? Ich akzeptiere im Olymp, neben Rodin, van Gogh, Utrillo, Chopin, Mozart, Tschaiowsky, Rimbaud, Rolland, Trakl, Valéry und Rilke, weder einen zum einschlafen greisen und weisen Schulmeister, noch den muffigsten ‚Schönedeling‘ der deutschen Literatur: Stifter! (52| B an KFE, 30.8.1950 (uv.)) Etwas später versucht Gwerder die Aktualität von einem der Künstler in „seinem Olymp“ zu umreißen:

Für mich steht van Gogh als das Absolute in der Malerei, als der Weg oder die Richtung in der weitergegangen werden könnte gegens Höchste. Und zwar van Gogh als Ganzes, nicht nur als Zeichnung, als Bild, als Farbe, als Briefe, sondern die Lüste, die Leidenschaften, die Sehnsüchte, die Trunkenheiten, die Strahlen und die Untergänge. Golgatha und Anacapri! (53| B an KFE, 16.9.1950 (uv.)) Erstdruck dieser Passage in: Katalog (= Texte) zur Ausstellung „Copain Vincent – Die Wirkung van Goghs auf die Schweizer Kunst“, Kunstmuseum Olten 1988 (= Begleitheft zum Mai-Heft 1988 der kulturellen Monatsschrift *du*), S. 69)

Gwerder lädt Ertel ein, ihn im Herbst in Zürich zu besuchen, und bietet ihm neben einer Übernachtungsmöglichkeit noch anderes an:

Auch mein Schreibplatz steht Ihnen zur Verfügung samt Büchern und Kerzen. (54| B an KFE, 13.9.1950 (uv.))

Am 1. Oktober zieht die Familie an die Brauerstrasse 110 („13 Meter über der Strasse“) in die „neue Wohnung (ohne den PdA-Blockwart vom früheren Ort!), die mit zwei Balkonen und einem Erker im vierten Stockwerk die schönste Aussicht über das Industriequartier der Stadt mit seinen unzähligen Geleisen und Dampflokomotiven, die an wechselnden Stellen wie Vulkane in Rauchpilze ausbrechen, bis auf die umliegenden Höhenzüge vom Zürichberg zum Üetliberg gewährt. (...) Überdies habe ich noch zwei Minuten zu gehen ins Geschäft, so dass wirklich ein Minimum an überflüssiger Betriebsamkeit erreicht ist.“ (55| B (Kopie) an KK, 3.12.1950, GW, S. 248)

Vom 4.–21. Oktober muss er den ihm verhassten Wiederholungskurs leisten. Nach dem Militärdienst notiert er im Tagebuch:

Im Gedicht bin ich mir selber am nächsten! (56| AXG: MTb., Eintrag 22.10.1950 (uv.))

Am 22. Oktober besucht ihn Ertel und schreibt ihm nach der Rückkehr:

Wir sind Wenige, halten wir darum umso intensiver zusammen! (...) einmal müssen Sie ja vor die Öffentlichkeit, muss sich die Öffentlichkeit mit Ihnen auseinandersetzen! (57| B von KFE, 1.11.1950 (uv.))

Diese Auseinandersetzung kann vorderhand nicht stattfinden, da sich das Erscheinen der *signatures*-Nummer mit seinen Gedichten weiterhin verzögert. Gwerder reagiert auf die Verzögerung und das Verhalten von Ertel etwas ungehalten:

Ich jedenfalls habe nun, etwas enttäuscht, eher die Ansicht, es sei ihm von Anfang an um gewisse Punkte in der Schweiz gegangen, mittelst denen er private Bedürfnisse leichter erkunden oder befriedigen konnte, als um Veröffentlichung von Gedichten. (58| Siehe Anm. 55)

Gwerder übersetzt einige wenige Texte von Valéry, de Musset, Rimbaud und Verlaine aus dem Französischen ins Deutsche, obwohl „mein Französisch leider (...) gänzlich ungenügend ist. Immer muss ich mit dem Dictionnaire herumlaborieren.“ (59| Siehe Anm. 50) Oda Schaefer erwähnt ihn in einem Vortrag über Lyrik in München „als Beispiel der ‚Phase II des Expressionismus‘, wie Gottfried Benn sich in einem seiner letzten Essays ausgedrückt hat (...) Sie und Wolfgang Bächler (...) sind für mich die jungen Exponenten dieser Richtung. Es handelt sich allerdings um einen ganz anderen Expressionismus als seinerzeit; der ‚Oh Mensch‘-Schrei ist dem ‚Oh Gott‘-Schrei gewichen“. (60| B von OS, 6.1.1951 (uv.)) Er liest mit wachsender Begeisterung zwei Bände mit Essays und Dichtungen des deutschen Schriftstellers Eugen Gottlob Winkler, die ihm Ertel ausgeliehen hat; auch Winkler „ist in meinen Olymp eingezogen“.

Das Jahr 1951 beginnt Gwerder melancholisch und skeptisch:

Die Tage jetzt sind so verdammt grau; statt einigen Jubels, statt minutenlanger Aufblicke spürt man die Nebelringe sich drehen, innen. Zu was schreibt man; zu was lebt man? Weder Kunst noch Familie sind ausreichende Antwort! (61| B an OS, 28.1.1951, GW, S. 264)

Aber seine Existenzängste und -zweifel sind ohne politischen Hintergrund – den im Jahr zuvor begonnenen Koreakrieg und den herrschenden Kalten Krieg – undenkbar. Diese beiden unerfreulichen Ereignisse bestärken Gwerder in seinem Kampf gegen den Militarismus und die Bürokratie in der Schweiz:

Ich sehe den Augenblick gekommen (...), das ‚selbtherrliche‘ Beamtentum aus den Schuhen zu heben. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann jetzt die Weiche gestellt werden für einen späteren Bürgerkrieg, den ich unausweichlich kommen fühle, wenn die Knechtung noch zwei, drei Schritte vorwärts macht. Das Volk denkt nicht mehr so gnädig, angesichts einer Weltlage auch, die ohnehin die ‚heroische‘ Einheit unseres kleinen aber von Machthabern zerklüfteten Landes je länger je fragwürdiger beeinflusst. (...) Es wird einmal nicht mehr damit getan sein, dass man jeden mittelst des Aufgebotes an die Strippe nehmen kann. Es sind immer mehr ringsherum, die, auch wenn sie nicht Nein sagen können, so doch Nein sind! (62| B an EJ, 20.3.1951, GW, S. 271)

Es ist ihm jedoch bewusst, dass man, hätte man „in gewissen anderen Ländern derartige Korrespondenzen mit Regierungsmitgliedern“ wie die zitierte mit dem Parlamentarier Erwin Jaeckle, „versteckt“ würde.

Das ist an und für sich schon sehr positiv. (63| Siehe Anm. 6)

Ende Januar erkundigt er sich brieflich beim deutschen Maler Rudolf Scharpf, der von Ertel für die grafische Ausstattung von Gwerders *signatures*-Nummer gewonnen werden konnte, „wie weit Ihre Arbeiten gediehen sind“. (64| B an Rudolf Scharpf (= RS), 28.1.1951, GW, S. 265) Scharpf verspricht in seiner Antwort, die Illustrationen „nächstens“ zu realisieren, und reagiert sehr positiv auf Gwerders Gedichte:

Es ist ein Ton darin, der mich tief anrührt – und dort, wo ein Zittern verhaltener Wut spürbar wird, besonders. (65| B von RS, 13.3.1951 (uv.))

Als er Proben von graphischen Arbeiten des deutschen Künstlers sieht, äussert er sich enthusiastisch:

Scharpf (...) ist einer der Aufständischen im Reiche des Geistes. Ein Bruder in van Gogh. Ein Bruder in Apoll! (66| B an KFE, 17.3.1951, GW, S. 267)

Hin und wieder bedauert er, „dass ich achtundvierzig Stunden pro Woche angekettet bin. Wenn auch in kaum merklichen Ketten, da doch der Arbeitgeber eher ein Freund zu mir ist und nach Möglichkeit erleichtert, was zu erleichtern der Gang des Geschäftes erlaubt.“ (67| AXG: MTb., Eintrag 13.3.1951 (uv.)) Als Freundschaftsdienst kann das Angebot des Arbeitgebers Willy Hug an seinen Arbeitnehmer verstanden werden, im hauseigenen *Magnus-Verlag* einen Band mit dreissig Gedichten herauszugeben. Mitte Februar übergibt ihm Gwerder dafür ein Manuskript – vielleicht „Atlantis“ –, eine Vorform der definitiven Sammlung *Blauer Eisenhut*. Im März verspricht ihm K.F. Ertel, „bald die Druckbogen“ der *signaturen*-Nummer zu senden, nachdem er von Scharpf die Holz- und Linolschnitte erhalten hat. Als Titel schlägt Gwerder vor:

Begegnung (...) Im doppelten Sinn: Malerei – Dichtung / Scharpf – Gwerder. (68| B an RS, 7.3.1951 (uv.))

Scharpf bittet ihn um Gedichte für eine bibliophile „Mappe“ mit Texten und Originalgraphik verschiedener Künstler, die in Mannheim herauskommen soll.

Vermutlich ab März erwirbt Gwerder nach und nach die Bücher von Gottfried Benn. Dessen Werk, auf das ihn schon früher die deutschen Briefpartner aufmerksam machten, hat er vorher nur aus einigen in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Texten gekannt:

Nun endlich (...), fast durch Zufall, erreichte mich sein Werk! Tatsächlich: Der grösste Lebende – man kann ihn gar nicht hoch genug einschätzen. Und mehr: Was verachtet und für verrückt gehalten abseits lag (...), wird durch ihn legitimiert und die brachen Explosionen dürfen sich in offensichtlichen Bildern zur rücksichtslos eigenen Welt entfalten. (69| B an OS, 5.5.1951, GW, S. 278f.)

Für sich notiert er im Tagebuch:

Benn: Er schrieb das, was ich gerne geschrieben haben wollte, wenn ich nicht zu jung dazu und meine Mittel nicht zu schwach waren. (70| AXG: MTb., Eintrag 30.3.1951 (uv.))

Er schreibt Benn einen verehrenden Brief und gratuliert ihm zum 65. Geburtstag am 2. Mai:

Sie sind der Sturm, der uns Zweifelnden ins Haar fährt. Der Turm ist gebaut – „Zwei Schritte vom Rand“, aber wir kämpfen nicht, wir springen: Denn er trägt! (71| B an Gottfried Benn, 23.4.1951, GW, S. 273)

Später nimmt Gwerder Stellung zum Vorwurf des zu grossen Einflusses von Benn auf sein Schreiben:

Man sagt mir Benn nach – nun gut, was ist dabei – sollen sie's doch auch versuchen – nur genügt eben der Ton nicht – man muss auch bewältigt haben für diesen, für solchen Ton! (72| B an RS, 29.5.1952, GW, S. 400)

In diesem Jahr beginnt er ebenfalls mit grossem Gewinn mit der Lektüre von Werken Nietzsches, auf die er wohl durch Benn gestossen ist.

Auch aufgrund der Auseinandersetzung mit Benns Schriften bemerkt er im April in den letzten paar entstandenen Gedichten „eine rasche, wie ein Feuer um sich greifende Veränderung“. Und erklärt diese noch mit einer anderen Erkenntnis:

Valéry: Ein Gedicht wird vor allem aus Worten gemacht. Ich sehe plötzlich, dass es so ist. (73| AXG: MTb., Eintrag 22.4.1951 (uv.))

Krolow reagiert begeistert auf die veränderte Schreibweise:

Ihre neuen Gedichte sind grossartig: in der Tat ein bedeutender Fortschritt gegenüber den beiden ‚Atlantis‘-Proben. (74| B von KK, 9.5.1951 (uv.))

Er folgt dem Rat Krolows und übernimmt aus dem bestehenden Manuskript „Atlantis“ nur noch einige wenige Texte in die Sammlung „Tula, die Gegenwart“, da sich die neuen Gedichte „gänzlich in Herkunft und Genauigkeit“ von den früheren unterscheiden. Das Auswahlkriterium für den neuen Band ist, „alles Krasse, politisch Anspielende, überhaupt zeitlich anzüglich Betreffende, gar nicht in die Wahl zu ziehen. Nur das Eigenständige, von welchem Publikum auch Abgehobene, und in der dünnen Luft gänzlicher Unangreifbarkeit Destillierte mit strengstem Massstab auf Reinheit und Präzision Gemessene.“ (75| Siehe Anm. 69)

Da sich die „bibliophile“ Mappe in nächster Zeit nicht realisieren lässt, schlägt ihm Scharpf Mitte Mai die Herausgabe eines gemeinsamen Privatdruckes vor. Gwerder reagiert „begeistert“ auf den Vorschlag und realisiert noch im gleichen Monat in der Druckerei seines Arbeitgebers 100 gefalzte Blätter mit vier Gedichten in seiner Handschrift, wobei er 50 Exemplare Scharpf schickt. Dieser wird ihm später ebenfalls 50 Leporellos mit den an seinem Wohnort Altleiningen in der Pfalz hergestellten Holzschnitten zukommen lassen. Trotz den positiven Entwicklungen in den letzten Wochen kann sich Gwerder gewissen „existentiellen Tiefs“ auch im Wonnemonat Mai nicht entziehen:

Heute ein unglaublich düsterer Tag. Wie Winter trostlos – das Wetter für Selbstmörder. Man hat den Eindruck, sogar die vom Sonnenlicht unabhängigen Dinge, wie Möbel oder Bücher, seien eingegraut in ein Nichts, das doppelt anfällt, weil es aus puren Vergeblichkeiten sich zusammensetzt. (76| AXG: MTb., Eintrag 10.5.1951 (uv.))

Manchmal findet er die Brotarbeit und das Familienleben als hemmend für sein schriftstellerisches Schaffen:

Heute (...), um vier Uhr nachmittags, stieg mir die schönste Abhandlung über Existenzialismus und ‚Existenzialisten‘ auf. Ich konnte sie nur so vor mich hersagen – um halb sechs, zuhause, Nachtessen, Fülle im Bauch, Kinderlärm, Cigaretten, Zeitung –: kurz, der ganze Strudel familiären, vegetativen Dösens. Aus war’s mit Dichtung – die Wahrheit trumpfte auf. (77| B an RS, [2.7.1951 (Poststempel)] (uv.))

Mitte Juli kommt endlich, mit fast einem Jahr Verspätung, das *signatures*-Heft *Die Begegnung* heraus mit drei Gedichten und fünf Holz- und Linolschnitten von Rudolf Scharpf. Auch das trübe Sommerwetter trägt bei, dass er dem deutschen Mitstreiter statt Worte der Freude über das Erscheinen nur „einige Zeichen eines kümmerlichen Geistes“ unterbreiten kann:

Ich bin zusammengeschlagen, ausgebreitet, zum Trocknen aufgespiesst in einem Herbarium zwischen Grau und Zarathustra – Was könnte einen da noch interessieren? Doch höchstens das Wörterbuch der Antike. Platon hängt mir zum Halse heraus – Montaignes Essais sind zu beruhigt für unsere Zeit – Trakls Verse halten noch, auch Rimbaud, aber nur bei geschlossenen Fenstern. (78| B an RS, (Mitte Juli 1951), GW, S. 295)

Weil er den „seltsamen und abseitigen Anspruch“ eines in der *Tat* veröffentlichten Gedichtes der Schweizer Lyrikerin Erica Maria Dürrenberger „entdeckt“, beginnt er mit ihr einen Briefwechsel. Die Beziehung zu ihr wird sein Schicksal bestimmen.

Ende Juli erhält er von Scharpf die Leporellos mit vier Holzschnitten, die zusammen mit seinen Gedichten den Privatdruck *Monologe* ergeben. Zum Titel bemerkt er:

Monolog –: in immer einer Zeit bei den Menschen einsame, kaum verstandene Mitteilung eines Abseitigen. Aber nicht er allein: Seine eigene Welt spricht mit. Jeder echte Monolog bedeutet: einer allein in seiner eigenen Welt! (79| AXG: Manuskript „Gravuren und Gladiolen. Eine kontrapunktische Sammlung“, Heft 1, 17.11.–30.11.1951, Eintrag 30.11.1951 (uv.))

Auch wegen des fehlenden Druckvermerkes und des unterschiedlichen Formates – „ein Peitschenschlag von

Einsamkeit“ – findet der Privatdruck in der Öffentlichkeit eine enttäuschende Aufnahme:

Ich stosse durchwegs auf Ablehnung mit unseren fliegenden Blättern – und der erwartete Schlag ging ins Wasser: statt zu schockieren – mokieren sich die Leute über die flüchtige (ich zitiere) Heilsarmee-Aufmachung. (80| B an RS, 6.8.1951 (uv.))

Scharpf hingegen versucht den – äusseren – Unzulänglichkeiten eine positive Seite abzugewinnen:

ein Monolog-Selbstzweck, wie er (...) wahrer nicht ausfallen konnte. (81| B von RS, 12.8.1951 (uv.))

Gwerder wird von Erwin Jaeckle in die „Zürcher Freitagrunde“ – „bei schönem Wetter im Terrasse, bei schlechtem Wetter im Odeon“ – eingeführt, wo er neben den Verlegern Walther Meier und Peter Schifferli sowie dem Literaturprofessor Emil Staiger („Militärkopf par ex.“) erstmals Max Rychner trifft: Er „entsprach genau meiner Vorstellung aus seinen Büchern –; nur äusserlich etwas jünger –“. (82| B an EJ, 21.7.1951 (uv.)) Nach einigen Teilnahmen an den „Freitagabend-Tafelrunden“ unter den ihm weltanschaulich fremden Persönlichkeiten stellt er fest:

Ich hielt viel zu viel von seinen Vertretern – auch was ‚Rang und Namen‘ hat, ist nur eine besser gestellte Figur des gesellschaftlichen Schachspiels –. (83| B (Kopie) an KK, 2.9.1951, GW, S. 310)

Ich ziehe in Zukunft den Anarchistenkongress vor! (84| B an EMD, 14.10.1951, GW, S. 351)

Weil er meint, wegen der vorgezogenen Rekrutenschule den bevorstehenden Wiederholungskurs im Herbst nicht mehr leisten zu müssen, bittet er die Militärdirektion Zürich um Klarheit über den Sachverhalt. Da ihm diese keinen Dispens erteilt und er sich im Recht glaubt, schreibt er am 1. August dem Chef des Eidgenössischen Militärdepartementes, Bundesrat Karl Kobelt, und protestiert gegen die „offen deklarierte Willkür“. Er droht darauf dem unnachgiebigen Militärdepartement, dass er „dem Aufgebot zu diesem Dienst keine Folge leisten werde. Das Recht ist mir sehr viel wert, aber auf die Paragraphen pfeif ich, wenn diese von den einen umgangen werden dürfen.“ (85| B (Kopie) an Eidg. Militärdepartement, 21.9.1951 (uv.)) – „Ich komme und komme nicht vom Militär los“, (86| B an EJ, 1.8.1951, GW, S. 299) vertraut er Jaeckle an, der – als Nationalrat und Oberst in der Armee – sich vergeblich an Ort und Stelle in Bern um eine Lösung von Gwerders Problemen bemüht. Erica Maria Dürrenberger ist über die kompromisslose Haltung des „gequälten Freundes erschüttert“:

Auch wenn Sie im Recht sind, ist es nicht recht, sich in solche Schwierigkeiten zu begeben. Soll denn Michael Kohlhaas wieder auferstehen? (...) Es betrübt mich masslos, dass Sie keine Heimat haben in unserem Land. (...) Sie aber wollen partout keine Heimat haben. (...) schlimmstenfalls, meine Treue folgt Ihnen auch ins Gefängnis. (87| B von EMD, 26.9.1951, GW, S. 337–340)

Gwerder gesteht der Brieffreundin:

Die Politik ekelt mich an, ohne dass ich mich bis heute je einmal ganz hätte von ihr lösen können. Sie zerschlägt jede aufkommende kontinuierliche Arbeit und mischt sich mit und auch gegen persönliche Anlagen, die (...) Kräfte enthalten können, welche lediglich darauf warten, nicht mehr von ihr gebunden zu sein –. (88| B an EMD, (Anfang August 1951), GW, S. 308)

Trotz dieser Schwierigkeiten arbeitet er kontinuierlich an seinem Gedichtband, den er im August „Herbstzeitlos“ nennt und am 21. September abschliesst. Der definitive Titel: *Blauer Eisenhut*. Krolow dankt für das ihm gewidmete Gedicht „Moment poétique“ – eines der Gedichte aus dieser Sammlung:

Ein wunderbares, präzises Ding von einem Gedicht, wirklich ein poetischer Augenblick und eine kleine Ewigkeit, ein Leuchten dazu, ein Blitz, der durch 8 Zeilen fährt. (89| B an EMD, (Anfang August 1951), GW, S.

Auf Krolows Feststellung von Gwerders „erstaunlicher Produktivität“ entgegnet ihm dieser:

Ich weiss nicht ob das produktiv zu nennen ist: dieses Jahr sind bis jetzt ca. 50 Gedichte entstanden – aber nur die Hälfte davon unter Bedingungen, die ich gelten lasse – (90| B (Kopie) an KK, 5.8.1951, GW, S. 302)

Nicht Quantität, sondern „sprachliche Präzision und Geistesgegenwart“ ist das schwer erreichbare Ziel:

Je länger ich mich, und je intensiver, mit dem Gedicht einlasse –, desto weiter scheint mir, was mir als Vollendung vorschwebt, sich zu entfernen. Und doch: der Teufel, oder der Gott, hat mich gepackt und ruhelos gemacht; das Wählen, dessen Geheimnis ja, nach Valéry, nicht geringer ist, als das der Erfindung –, das Formen und wieder Umschmelzen beginnt schon lange bevor ich etwas niederschreibe. Mit dem natürlichen Resultat, dass im Ganzen weniger geschrieben wird; dafür sozusagen gar nichts mehr abgeändert werden muss. (91| B an Max Rychner (= MR), (Mitte September 1951) (uv.))

Zum „Wählen“, „Erfinden“ und „Formen“ kommt in der Werkstatt des Dichtens noch etwas Weiteres hinzu:

Das Ausarbeiten betrifft dann nur noch einzelne Worte, grammatikalische Formung, oder oft sogar Streichung ganzer Strophen. Gewöhnlich lasse ich ein eben geschriebenes Gedicht ein, zwei Tage beiseite und sehe dann beim nochmaligen Vornehmen sofort die nötigen Änderungen. Entweder ist es dann für mein Dafürhalten gut, und dann wird es ad acta gelegt, oder es ist gänzlich missraten – und wandert zum berühmten Papierkorb. Gefühle, Töne, Wolken, Sterne, Blicke über Dächer –: das sind die Auslöser des Gedichts – wenn es darauf wartet. (92| B an EMD, 3.9.(–5.9.)1951, GW, S. 315f.)

Für den Prozess des Denkens und Schreibens, dieses manchmal mühsame „an mir selber Feilen und Bohren“, braucht es „oft Wochen um Wochen das leise aber bittere Leben eines Nachtschattengewächses“, wobei „von mir aus keine Rede sein kann von ‚Hobby‘, wenn es um Geschriebenes geht (...) Es bedeutet mir vorwiegend Leben, sieht man vom Vegetativen ab, ist auch zeitweilig sogar eine Seinsfrage.“ (93| Siehe Anm. 92) Dem Schreiben von ungewöhnlichen Gedichten wegen kann er sich allerdings auch ein Leben als „Zuhälter in Marseille“ vorstellen oder die Erfahrung des Rauchens von „Marihuana-Cigaretten“.

Am 22. Oktober rückt Gwerder doch in den Militärdienst – „zwischen rostigen Drähten, Dummköpfen und verbrecherischem Unsinn“ – ein:

Drei Monate Kerker wurden angekündigt, – es ist nicht bessere Einsicht meinerseits, wenn ich also gehe, sondern ziemlich gewissenlose Berechnung. Zahl’ sie die Eidgenossenschaft! (94| B an EMD, 21.10.1951, GW, S. 353)

Gegen Ende des Wiederholungskurses berichtet er:

Ich bin völlig indifferent, und wenn ein Gefühl vorhanden ist, dann das: die Erwartung einer Explosion. Hinter der Fassade der Freiheit arrangiert man die hündischste, unwürdigste Sklaverei. Ich habe ein gutes Gedächtnis und die syphilitische Helvetia ist allzu ahnungslos in ihrer Krankheit. (95| B an EMD, 4.11.1951 (uv.))

Und gleich nach der Rückkehr aus dem Dienst notiert er im Tagebuch:

Um sich in unserer Zeit wohl zu fühlen, muss man Ding oder Soldat sein. (96| AXG: MTb., Eintrag 10.11.1951 (uv.))

Gwerder kann aber auch Positives melden:

Politisch kam ich mit drei Tagen Arrest und zwei Tagen vorzeitiger Entlassung (Urlaub) weg. (...) Etwa sechs Gedichte entstanden in den drei Wochen, ohne geringste Militärtrübung. (97| B an EJ, 21.11.1951 (uv.))
Eines dieser Gedichte – „Astern“ – ist die Folge einer traumhaft anmutenden Begegnung mit einer „schönen“ Frau:

Das Militär war vergessen. Was war nicht alles vergessen –, es war noch die Nacht mit ihrer fremden Kälte, mit ihren Mauern aus Stille. Es war noch die Sprache, die keine Grenzen mehr zu haben sich entfaltete wie Teppiche aus Cimmerien –, eingewoben alle Reiche der Erinnerung, alle Zonen des Möglichen – mit dem göttlichen Hinab. (...) Worte standen mir bereit. Jeder Wink befahl neue heran. Ein Meer von Worten. Ich wählte aus, erinnerte mich an mein Bemühen, genau und einfach zu werden, schrieb ohne zu streichen, schwebte über den Wassern und konnte viel –. (98| B an EMD, 11.11.1951, GW, S. 363f.)

Trotz des „offenen Landes“, das sich ihm durch diese Erfahrung zeigt, quält ihn sein Zaudern im alltäglichen Leben:

Eigentlich bin ich nur ein verhinderter Durchbrenner, ein Rimbaud dritter Güte. Da schneien einem die Götter Gelegenheiten ins Haar –, und man setzt sich säuberlich in die Ofenecke, bis alle zu ungesalzenen Tränen schmelzen. Meine Sehnsucht galt immer der Abwesenheit eines Ideals, in Entfernungen, die ich nicht kannte und daher meistens überschätzte. (99| B an EMD, 14.11.1951 (uv.))

Kurt Friedrich Ertel hat im November die „fixe Idee“, einen „kleinen Gedichtband“ von Gwerder herauszugeben, „denn: es muss unbedingt mit Ihnen was geschehen.“ (100| Postkarte(= PK) von KFE, 24.11.1951 (uv.)) Dieser schlägt dafür die Sammlung „Land über Dächer. Neue Lyrik“ vor, an der er seit Oktober arbeitet. In dieser Auswahl sind Prosagedichte wie „Morgen in Aussersihl“ enthalten, die sich in der „Syntax“ wie in der „Themenstellung“ „wesentlich“ von den früheren, „verrückten Prosagedichten“ unterscheiden. Er sieht „die Morgenröte des Gedichts“, wobei eine der neuen Perspektiven darin besteht, „dass bei mir erst jetzt jene Stufe beginnt, da ich vom Inhalt, von der (noch weiter zurück) Ahnung her den Rhythmus aufrufen kann, gleichsam wie mit einer Stimmgabel, (welch' ein schauriges Instrument: Töne aufzuspiessen!) worauf sich dann der diesem angeschlagenen Ton entsprechende Sprachbereich zur Auswahl auftut.“ (101| Siehe Anm. 1) Gwerder weiss, dass „die Verse, die hierzulande gedruckt bzw. zur Veröffentlichung vorgeschlagen werden, vorwiegend formal, und nur formal, zur Beurteilung gelangen“. Deshalb „sind auch im *Blauen Eisenhut* ausschliesslich gereimte Verse. Wahrscheinlich auch gehört das so dazu, dass einer erst zeigt, dass er das Handwerkliche beherrscht, ehe man auch dem Melos und den Stromschnellen seiner ‚Prosagedichte‘ traut.“ (102| B an RS, 6.12.1951, GW, S. 369) Bei all den erfreulichen Entwicklungen in der Kunst des Gedichteschreibens bleibt er selbstkritisch:

Wenn ich bessere Gedichte als andere schreibe, dann heisst das nicht, dass meine Gedichte gut sind – sondern, dass jene anderen schlecht schreiben. (103| AXG: MTb., Eintrag 3.10.1951 (uv.))

–

Der Weg wird allerdings noch lang sein bis zur Kopfgruppe, aber nicht unmöglich, besonders wenn man sieht, wie alte Strohpuppen heute den Markt beherrschen. (104| B an KFE, (Anfang November 1951), GW, S. 357)

Anfang November hört er mit dem Tagebuchschriften auf und beginnt am 17. November, „genaue Aufzeichnungen“ unter dem Titel „Gravuren und Gladiolen. Eine kontrapunktische Sammlung“ zu machen, „unter dem Aspekt, das Entlegene oder auch Falsche zu fixieren“. (105| B an EMD, 21.11.1951 (uv.)) Statt, wie geplant, diese „von November zu November“ zu führen, hört er damit schon im Januar 1952 wieder auf. In diesen Aufzeichnungen denkt er über die Gründe seines Schreibens nach:

Niemand glaube, ich sitze in egozentrischer Behaglichkeit im elfenbeinernen Turm und schreibe da die Ergüsse blasierter Herzflut auf Büttenpapier. Nein –, ich schreibe, weil ich mir der grossen Verlassenheit bewusst bin. Weil ich allein stehe am öden Sandstrand brennender Fragen. Weil mir weder Himmel noch Erde je anders als fraglich antworteten und je anders als fraglich antworten können, da diese Fragen nur ich allein weiss bis in die finsternen Falten ihrer Antwort. (106| AXG: Manuskript „Gravuren und Gladiolen. Eine kontrapunktische Sammlung“, Heft II, 1.12.1951–(1.) Januar 1952 (uv.))

Gwerder sagt den für den 24. November geplanten Besuch bei Erica Maria Dürrenberger in Reigoldswil ab, da „uns der Dienst eine finanzielle Lücke gerissen hat, die mir noch nicht erlaubt auch nur das Bahnbillet nach Liestal zu riskieren“. (107| Siehe Anm. 105) Die Brieffreundin interpretiert diese Begründung als Vorwand, schickt ihm aber dennoch – jedoch vergeblich – Geld für die Reise. Sie ist über das Ausbleiben und Verhalten Gwerders als „Stolzer“, „Einsamer“ und „Kostverächter“ sehr verstimmt und fordert ihn auf:

Elan vor Weltschmerz! (108| B von EMD, 27.11.1951 (uv.))

Trotzdem besucht sie ihn am 11. Dezember in Zürich. Die persönliche Begegnung enttäuscht ihn – „s wär nüd nötig gsi“ –, was er Dürrenberger in sarkastischen Briefen danach spüren lässt.

Vor Weihnachten erscheint die immer wieder überarbeitete, einzige Buchpublikation zu Lebzeiten, *Blauer Eisenhut*. Ein Exemplar schickt er dem deutschen Schriftsteller Ernst Jünger, der ihm hinter dessen Büchern „so unwirklich“ vorkommt und bei dem er „die von Valéry gerühmte Genauigkeit der Gedanken und ihrer Darstellung“ (109| B an Ernst Jünger, 23.12.1951, GW, S. 372) findet. Nach Erhalt des Bandes gratuliert ihm Jaeckle zur „grossen und schönen dichterischen Leistung. Ich freue mich, zu wissen, dass Sie den wenigen Stimmen im Lande Ihre vernehmliche gesellt haben.“ (110| B von EJ, am letzten Advent (24.12.) 1951, GW, S. 375) Krolow findet das Buch „ganz ausgezeichnet“ und gesteht Gwerder:

Es sind hier einmal nicht Versifikationen, Reimereien sondern durch und durch poetische Gebilde versammelt. (111| B von KK, Weihnachten 1951, GW, S. 376)

Nur wenige Tage später, am 29. Dezember, lobt er den Band in seiner Besprechung „Ein junger Schweizer Lyriker“ in der *Tat* auch öffentlich und schreibt, dass „hier eine bemerkenswert sichere Begabung ein literarisches Erlebnis umsetzt in Verse (...), die von zugleich stürmischer Aussagemächtigkeit und zarter Spiritualität sind, die die Fähigkeit haben, Traum, Erfahrung und Widerfahrung des Traumes, Laut werden zu lassen, und zwar ganz direkt, ohne Umweg“. In seinem Dank an Krolow bezeichnet Gwerder dessen Kritik als „das schönste Geschenk aller Weihnachten, soweit ich mich zu erinnern vermag. (...) Sie erfanden eigens für mich eine eigene Besprechung!“ (112| B an KK, 30.12.1951, GW, S. 376f.)

Mit den positiven Urteilen von Jaeckle, Krolow und Rychner hat sich Gwerders Wunsch– „die Achtung der Wenigen, die auch ich achte – erfüllt und ich habe kein schlechtes Gewissen dabei –; fanden doch die Mühen, die ‚Askese‘, die Tänze auf Messers Schneide, der Flug über Abgründe mit imaginären Schwingen, oder, konkret, die Nachtstunden, die körperliche Besessenheit, die Räusche ohne Alkohol, das Kopfweh ohne ‚Ausschweifung‘, kurz: die Auf- und Anwendung der gesamten freien Zeit, ihre Anerkennung.“ (113| B an EJ, 30.12.1951, GW, S. 379)

Vom guten Echo auf *Blauer Eisenhut* in seinem schriftstellerischen Streben bestärkt, ist Gwerder zu Beginn des Jahres 1952 optimistisch, obwohl der Januar die „härtesten Farben des Jahres“ hat:

Wenn der erste Tag des Jahres vorbedeutend ist, dann wird dieses Jahr gut werden: Er ist nicht so ruhig, dass man seiner Vorhersage misstrauen müsste, und nicht so trübe, dass es einen beunruhigte. (114| Siehe Anm. 106. Eintrag Neujahr 1952 (uv.))

Schon bald ziehen allerdings die ersten schwarzen Wolken auf, als Erica Maria Dürrenberger den Briefwechsel mit ihm abbricht:

Sie haben sich in mir getäuscht, ich habe es wohl gemerkt: E.M. Dürrenberger ist nicht so wortschöpferisch begabt, wie Sie glaubten und wie es für Sie wertvoll wäre in einer weiteren Korrespondenz. (...) Bauen Sie da weiter, wo Sie an jenem Herbstabend angepackt wurden (die Begegnung mit der „schönen“ Frau im letztjährigen Wiederholungskurs. Anm. des Hg.) – Vielleicht wird jene Erscheinung wieder auftauchen um Sie aus dem Eis zu retten. (115| B von EMD, 10.1.1952 (uv.))

Mitte Januar berichtet er über die Reaktionen auf Krolows Besprechung von *Blauer Eisenhut* in der *Tat*, der für ihn „bereits passé“ ist:

Mein Vater, der immer Tatsachen sehen will, suchte mich eiligst auf und zeigte eine Riesenfreude. Und im Dorf, wo ich klein war, hiess es nun: ah' darum war er immer so komisch und guckte über einen hinweg. – Zum lachen, mein lieber Rudolf Scharpf. Wir, Sie und ich, wissen, was es auf sich hat mit dem Land über Dächer. (116| B an RS, 17.1.1952, GW, S. 383f.)

Er schliesst die erste Fassung der Gedichtsammlung „Land über Dächer“ ab, worin es „einige schärfere Sachen“ hat. Gwerder ist „unterwegs“, arbeitet an längeren „Stadtgedichten“ wie „Intime Ausstellung“ und „Ein Abend, eine Strasse und ein Mittag in der City“, wozu er „abendliche Gänge“ macht, „um das ‚Milieu‘ einwirken zu lassen“. (117| B an EJ, 1.2.1952, GW, S. 384) Er erhält erstmals auf ein Prosastück – „Zum Möwenflug“ – Beifall von kompetenter Seite:

Zeilen reiner Zustimmung und Freude, (...) an dem besten Stück Prosa, (...) das ich an Qualität neben die besten Ihrer Gedichte stellen möchte. (...) Schreiben ist Nachtwandeln und zugleich ein sehr einfacher, nüchterner, überlegter Vorgang. Man merkt's auch bei Ihnen sogleich. (118| PK von KK, 13.3.1952 (uv.))

Max Rychners Dank für das ihm von Gwerder zugeignete Gedicht „Von letzten Dichtern“ enthält prophetische Töne:

Drei kleine Säulen, da stehen sie, verschieden an Figur und doch zusammengehörend von Ursprungs wegen, von eigener Windmusik umspielt und zugleich melodische Fetzen eines anderen ‚Letzten‘ empfangend und weiterspielend. Mich freut es, dass ich dabei war, als die Wortzauberei in Ihnen begann, und ich wünsche, deren Fortgang und Wandlungen mitzuerleben, gewiss, dass Ihnen noch vieles bevorsteht. (119| B von MR, 15.3.1952, GW, S. 390f.)

Nach der Publikation von *Blauer Eisenhut* werden wichtige deutsche Literaturzeitschriften wie *Neue Literarische Welt* und *Die Literatur* auf das Schaffen des Schweizer Autors aufmerksam. Auch der Redaktor der hiesigen Zeitschrift *Hortulus*, Hans Rudolf Hilty, der nach Gwerders Tod mehrere Bände von ihm herausgeben wird, fühlt sich von der „Eigenart“ seiner Gedichte „angesprochen“. Die Veröffentlichung des Gedichtes „Tee“ erfolgt jedoch nicht mehr zu Gwerders Lebzeiten. Trotz der vielversprechenden Publikationsmöglichkeiten hat er Anfang März dunkle Ahnungen:

Ich habe viel zu tun im Geschäft, eine grosse Leere im Kopf zuhause, und blühe nur manchmal anderswo. (...) Ich spüre irgendwelche Wendungen sich vorbereiten und bin bemüht den Faden der Parze durch diverse Messer zu führen. (120| B an RS, 2.3.1952 (uv.))

Etwas später benennt er die Ursache seines Zwiespaltes:

Ich habe das bürgerliche Leben satt bis zum Überdruss, und nur den Paragraphen zuliebe oder aus Furcht vor den Paragraphen das Scheindasein weiterzuführen –, dazu eigne ich mich nun immer weniger. (121| B

an KFE, (13.3.1952), GW, S. 388)

Er macht die Bekanntschaft einer Frau – einer „Arztgehilfin“ –, die unter dem Namen „Rheila“ in einige seiner Texte eingehen wird. Auch deshalb befindet er sich „in einem tollen Wirbel der Gefühle und der Überlegungen. Tanz mit der ganzen Familie, mit der ganzen Sippschaft. (...) Möglich, dass meine Frau und ich uns trennen. (122| B an RS, 12.3.(1952), GW, S. 386) Er beabsichtigt, sich den „interfamiliären Konflikten“ zu entziehen und nach Argentinien auszuwandern. Sagt aus diesen Gründen den geplanten Besuch in Deutschland ab. Er hatte anfangs April eine Ausstellung von Rudolf Scharpf in Kaiserslautern besuchen, sich mit Ertel treffen und eine Lesung in Darmstadt halten wollen. Scharpf versucht den Deprimierten zu trösten:

Sie werden weitergehen, auch im Taumel von innen und aussen, überm Abgrund. (123| B von RS, (29.3.1952), GW, S. 394)

Auf die grosse seelische Anspannung reagiert Gwerder mit einem „ergiebigen Nervenzusammenbruch. Darauf Angina, Penicillin und dann der Rest: Zahnarzt. Übermorgen nehme ich wohl den 48 Std.-Trott wieder auf – zum Rätsel der Bürger (...) Dass ein anderes Land meiner wartet, davon bin ich so sicher, wie ich überzeugt bin davon, dass es unmöglich ist nach 20 oder 30 Jahren auf denselben Schienen zu manövrieren. (124| B an RS, 12.5. (sic!) (12.4.) 1952, GW, S. 396) Er schliesst im April das lange Prosagedicht „Ein Abend, eine Strasse und ein Mittag in der City“ ab – „eine verrückte Folge von Verrücktheiten“ (...) Es war zu schlimm, als dass ich mir selber traute dabei“. (125| Siehe Anm. 124)

Er beginnt im Mai – als eine Art literarische Reaktion auf seine Krise – mit der Niederschrift des „schonungslosen Dialogs“ „Maschenriss“, in den er auch verschiedene früher entstandene Lyrik- und Prosatexte aufnimmt und sie collageartig mit neu geschriebenen Teilen verbindet. Dieses „Gespräch am Caféhaustisch“ „tönt schaurig für die Gleichgewichtigen –, Stablen –, aber formal werde ich jeden Satz auf die Spitze treiben“. (126| Siehe Anm. 72) Erica Maria Dürrenberger nimmt im gleichen Monat den Briefkontakt mit ihm wieder auf. „Es sind noch immer die selben Dächer über die die Worte heranjagen“, antwortet er ihr, „und der Süden (Dürrenberger hielt sich ferienhalber in Südfrankreich auf. Anm. des Hg.) wäre für mich penderter, wenn nicht, nicht genau bestimmbare, Teile jener Substanz zerfallen wären und noch immer bröckeln, welche diese Lockung trugen. (...) Lese noch immer Nietzsche, Baudelaires künstliche Paradiese, Eliots Gedichte, auch Lorca's (...) Ich schreibe genaue, aber heftig rotierte Verse jetzt. Oft auch das Gegenteil: kalt, klar, ohne Güte, viel Schwermut, Nein's.“ (127| B an EMD, 2.6.1952, GW, S. 402ff.)

Spätestens Anfang Juni beendet er die um mehrere Gedichte erweiterte zweite Fassung von „Land über Dächer“. Am 15. Juni erscheinen der Prosatext „Hauptmann Sack“ unter dem Titel „Ein Tag des Soldaten“ und das Gedicht „Verse für Rheila“ in der Zeitschrift *Die Literatur*, was die erste Veröffentlichung von Texten Gwerders in einem renommierten Presseorgan in Deutschland bedeutet. Um dieselbe Zeit besuchen ihn Rudolf Scharpf und dessen Frau in Zürich: Sie „brachten faule Krabben und Tang und winzige Muscheln mit (aus ihrem vorherigen Ferienaufenthalt in Südfrankreich. Anm. des Hg.). Besser war die grosse Holztafel, die er mir schenkte: ‚Versunkenes‘“. (128| B an EMD, (Mitte Juli 1952), GW, S. 407) Kurz zuvor hatte Gwerder eine – radikale – Lösung seiner weiterhin unbefriedigenden Lebenssituation in Betracht gezogen:

Um einen bestimmten Preis würde ich sogar die Sandalen am Kraterrand lassen wie Empedokles –. (129| B an EMD, 11.6.1952 (uv.))

Ende Juni lädt ihn Erica Maria Dürrenberger ein, sie in Reigoldswil zu besuchen und „die Kirschen zu probieren – in 14 Tagen sind sie vorbei“. (130| B von EMD, 30.6.1952 (uv.)) Er kann jedoch die Einladung nicht annehmen:

Die Kirschenernte verpatzt und die vornestisch'ste Hitze mit Schlafversuchen vor dem Nichts verbracht –,

Briefe, die ich nicht mal beantworten konnte, Prosa, die nicht geschrieben wurde – von Versen gar nicht zu reden. (...) man nennt den Zustand Gelbsucht (...) Seit 14 Tagen schon spürte ich, dass es, vor allem psychisch, immer dunkler wurde. (131| Siehe Anm. 128)

Die vergeblich wartende Dürrenberger versucht die Ursache des „Zustands Gelbsucht“ in Worte zu fassen:

Sie sind krank vor Hitze, Müdigkeit und Sehnsucht nach dem verlorenen Traum. (132| B von EMD, 16.7.(1952) (uv.))

Die schwere Krankheit macht ihn für mehrere Wochen arbeitsunfähig. Der Kranke zieht eine hellsichtige Bilanz seines Lebens in diesem Jahr:

1952 ist ein seltsames Jahr. Ich halte mich nirgends, lasse mich überall fallen. Ich glaube, dieser Herbst bringt den endgültigen Bruch mit dem Staat und seiner Ordnung für Automaten. Seltsam: der Frühling ganz hochgespannt und die Funken sprangen – dann ein Ultratief; ein Wolgasängertief – und jetzt die physischen Reaktionen – was kommt danach? (133| Siehe Anm. 128)

Ein erster – harmloser – „Bruch mit dem Staat“ besteht darin, dass er sein Leibblatt *Die Tat* abbestellt – „jetzt ist gar keine politische Zeitung mehr im Haus. Mit der *deutschen Rundschau* bin ich auch verkracht, die sind ja vom Westen gekauft, – die *Schweizer Rundschau* ist nach Habergrütze orientiert“. (134| Siehe Anm. 128) Vermutlich noch vor Ausbruch der Krankheit hatte er das Prosastück „Möglich, dass es gewittern wird...“ geschrieben, wo er seine aufwühlenden (Liebes-)Erfahrungen im vergangenen Frühling in einer für ihn neuartigen Schreibweise verarbeitete:

Ich habe ja jetzt viel mehr Sicherheit in Bezug auf Prosa. Auch da muss es neu sein (...) eigen – und keineswegs nur thematisch, sondern stilistisch vor allem. (135| Siehe Anm. 128)

Er lernt die Gedichte von Else Lasker-Schüler kennen, die „Verse“ hat, „die nenn’ ich in gleicher Höhe wie Trakl, Heym und Rilke“. (136| B an EMD, (Ende Juli 1952), GW, S. 415)

Am 19. Juli veröffentlicht die *Tat* auf der Magazin- statt auf der Literaturseite erstmals seit einem Jahr wieder ein „neues“ Gedicht von Gwerder: „Morgen in Aussersihl“, das er allerdings bereits im Dezember zuvor der Zeitung überlassen hatte. Über die Plazierung des Gedichts – „wie ein Hühneraugeninsertat“ – erobost, schreibt er Erwin Jaeckle:

Die Literatur-Seite der Tat wird schwach und schwächer – wenn das so weiter geht wird Max Rychner in absehbarer Zeit Sportredaktor. (137| B an EJ, 24.7.1952, GW, S. 409)

Jaeckle, „der Chef der Militär-Kurpromenade a.d. *Tat*“, fühlt sich von Gwerders Worten angegriffen und kritisiert die ihm zugeschickten Prosastücke „Hauptmann Sack“ und „Möglich, dass es gewittern wird...“ vernichtend:

Sie haben Benn das Übelste abgeguckt, die Assoziitis. Das ist Dichtkunst der Zwanzigerjahre und ganz und gar überlebt. Die Originalität um jeden Preis liefert für die Dauer keine Werte. Ich bin darüber traurig, dass Sie sich derartigen bengalischen Feuerwerken verschreiben. Der Erfolg soll Sie nicht bestätigen. Sie sind nicht am Ufer angekommen. Der Weg ist nicht abzusehen. (138| B von EJ, 25.7.1952, GW, S. 411f.)

Durch diese ablehnende Haltung sieht sich Gwerder in „Helvetien abgesägt“. Noch nicht ganz von der Gelbsucht genesen, wird sein Gedicht „Morgen in Aussersihl“ obendrein von der *Zürcher Woche* auf „niederträchtige Art und Weise“ angegriffen und parodiert:

Lyrik ist nicht nur, wenn man krampfhaft zusammengeschusterten Unsinn als unverfälschtes seelisches

Quellwasser deklariert, jeden Satz zu Hackfleisch verarbeitet und die noch unsinnigeren Einzelteile hübsch unordentlich aufeinanderbeigt, „denn Gedichte sehen nun einmal so aus“. So siehst du aus. (...) Ich bewerbe mich um die Carnegie-Medaille, weil es mir gelungen ist, mich selber aus dem lyrischen Sumpf, Marke Gwerder, zu retten. (139| „Marquis Prosa“ (d.i. Peter Farner): „Pssst... Zürcher Wochengeflüster“ in: *Die Zürcher Woche*, 1.8.1952, Nr. 31)

Als Gwerder sich brieflich bei der *Zürcher Woche* über das „Pamphlet“ beschwert und für den Nachdruck des Gedichtes ein Honorar verlangt, antwortet ihm die Zeitung:

Wir gestatten uns, Ihnen mit der nächsten Abrechnung ein kleines Aufmunterungshonorar von Fr. 5.– zu überweisen und empfehlen Ihnen, damit einen währschaften Goethe’schen Gedichtband zu erwerben. (140| B von F.(red) Hirs, *Die Zürcher Woche*, 15.8.1952 (uv.))

Zum Glück erscheint in der *Zürcher Woche* die öffentliche Replik von „Marquis Prosa“ erst am 19. September, nach dem Tod des Dichters:

In dem Brief des Dichtermannes Gwerder steht noch etwas: „Ich habe der Schrebergartengesinnung Ihrer Zeitung zur Lyrik nichts entgegenzuhalten.“ Das ist aber traurig. Der Antischrebergärtner hat uns nichts entgegenzuhalten. Nichts Besseres. Nichts Gescheiteres. Nichts, was einem Gedicht ähnlich sähe. Nichts. Nichts. Nichts.

„Probieren Sie, die Dummheit der Welt etwas zu vergessen, mit Ihren eigenen Worten könnte ich Ihnen sagen, dass man nur für Wenige schreibt und von Einzelnen verstanden werden kann“, (141| B von EMD, 6.8.1952, GW, S. 418) tröstet Erica Maria Dürrenberger den Brieffreund, der sich „gelb geärgert“ hat über die „Intrigen“ der „Schweizer Essayisten“ und „sonstigen Vertuscher und Retoucheure“. Seine „Zörner“ darüber reagiert er im Aufsatz „Betrifft: Pfahlburg“ und in der Glosse „Vom Geiste Zürichs“ ab. Dort will er „anderswo beheimateten Dichtern Mut machen“, „indem man ihnen anschaulich beweist, dass sie keineswegs allein in der amüsanten Lage sind, Spiessruten laufen zu dürfen zur Blechmusik geistiger Schrebergärtner.“ (142| AXG: „Vom Geiste Zürichs“ in: *Die Literatur*, 15.10.1952, Nr. 15, S. 6, und GW II, S. 148ff.) Endlich kann Gwerder die Einladung Dürrenbergers, die für ihn erfreulicherweise nicht zum „gewöhnlichen Akademikerklüngel“ gehört, annehmen. Von Mitte bis Ende August erholt er sich von den körperlichen und geistigen Strapazen in Reigoldswil/Kanton Basel-Land in deren Haus, über dem als „unsichtbare Inschrift“ steht:

Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein. (143| B von EMD, (Mitte November 1951) (uv.))

Er lernt dort Dürrenbergers zehn Jahre jüngere Tochter Salome kennen. Die Liebesbeziehung zu ihr schlägt sich nieder in einigen Gedichten und in seinem letzten Prosatext „Ein Tag in Basel“. Im Sommer beginnt für Gwerder die produktivste Zeit seines Lebens, trotz oder vielleicht gerade wegen der erwähnten Turbulenzen und der gleichzeitigen, krankheitsbedingten Zurückgezogenheit. Von Juli bis Mitte September entstehen die meisten Texte seiner letzten Lyriksammlung „Strom. Gedichte und Die roten Lieder aus der brandschwarzen Stadt“. Anfang August schickt er eine frühe Fassung dieser Sammlung der *Neuen Schweizer Rundschau*. Er stellt die während seines Ferienaufenthaltes verfassten Gedichte mit einigen kurz zuvor entstandenen Texten zur Sammlung „Reigoldswiler Verse“ zusammen. Nach der Rückkehr Ende August eine hektische Betriebsamkeit („ich explodiere“); Gwerder schreibt die letzten Gedichte, darunter fast alle der 19 „roten Lieder aus der brandschwarzen Stadt“.

Der deutsche Dichter Wolfgang Bächler trifft ihn in jenen Tagen in Zürich:

Er sagte, er (...) müsse endlich ausbrechen aus einer Umgebung von Opportunisten, „wehrhaften Spiessbürgern“, dem Zwang der Ämter und des Berufs. (...) von seiner literarischen Arbeit liess er nur wenig noch gelten, und er sah sich auch hier vor einem neuen Beginn. (144| Wolfgang Bächler: „Wir haben

einen Freund verloren. Alexander Xaver Gwerder =“ in: *Die Literatur*, 15.10.1952, Nr. 15, S. 5)

Da Gwerder auf keinen Fall wieder ins Militär will, sucht er um Verschiebung des Mitte September beginnenden Wiederholungskurses nach. Seinen „letzten Freund“ Rudolf Scharpf orientiert er über die Begründung seines Gesuches und seine gegenwärtige Befindlichkeit:

Um vom Militär Dispens für ein halbes Jahr zu erwirken (...) gab ich an, ich müsste eine Stelle, eine grosse Chance!, bei Dir, als Sekretär, antreten, und zwar spätestens am 27. Sept. (...) Immerhin und zu meiner Schande (...) sei es gestanden, dass ich die Absicht hatte mit Morphium zu verduften – Psst! (Salome) (...) Ich bitte also in aller Form um Asyl: die dicken Havannas und die Autoschnauzen verfolgen mich. (145| B an RS, (10.9.1952 (Poststempel)), GW, S. 421f.)

Er besorgt sich einen Pass, kündigt am 12. September seine Stelle auf den 27. des Monats und bietet einen Teil seiner Bücher einem Antiquar zum Kauf an. Der Plan, zu Scharpf nach Altleiningen zu ziehen und die Familie nachkommen zu lassen, wird sich durch die nachfolgenden Ereignisse als halbherzig, ja als eine Art Ablenkungsmanöver erweisen.

Am Freitag, 12. September, schreibt er Abschiedsbriefe. Ein Schreiben und die definitive Fassung der Sammlung „Strom...“ ist an einen seiner deutschen Förderer, den Redaktor und Dichter Heinz Winfried Sabais, adressiert. Statt am Nachmittag seinen kranken Vater zu besuchen, reist er mit Salome Dürrenberger nach Arles in Südfrankreich. Denn „in der Schweiz habe ich nichts zu bestellen“, aber:

Ich bin sehr glücklich – ich liebe! (146| B an Heinz Winfried Sabais, (ca. 12.9.1952), GW, S. 423)

Im Gepäck hat er eine vorletzte Fassung der Sammlung „Strom...“, Gedichte von Federico García Lorca und das Buch *Der barmherzige Hügel* von Lore Berger.

Das Paar kommt am 13. September in Arles an und bezieht ein Zimmer im *Hôtel des Bains*. Gwerder schreibt auf einer Postkarte an einen Freund:

Ich möchte noch einmal auf der „Wirbelsäulenflöte“ spielen. (147| Verlorene PK an Kurt Matthys, (13.9.1952). Tel. Auskunft von K. Matthys, September 1997)

In diesem Poem des von Gwerder geschätzten russischen Dichters Wladimir Majakowski steht:

*Immer öfter überleg ich: –
setzt man nicht am besten*

*den Schlusspunkt mit einer Kugel ins Herz? (148| Wladimir Majakowski: „Wirbelsäulenflöte“ in: *Poeme*. - Frankfurt am Main: Insel 1974 (= Werke, Bd. II), S. 35)*

In ihrer momentanen Hoffnungslosigkeit beschliessen Alexander Xaver Gwerder und Salome am Abend, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Nachdem dies mit einer Überdosis Morphium nicht gelingt, schneiden sie sich am nächsten Tag gegenseitig die Pulsadern auf. Während Salome Dürrenberger überlebt, stirbt der Dichter am Sonntagabend, 14. September, im Armenkrankenhaus *Hôtel Dieu* in Arles, wo der von ihm bewunderte van Gogh mehrmals gelegen hat. Gwerder soll sterbend gesagt haben:

Ich will leben!

Der Dispens des Eidgenössischen Militärdepartements für den am 15. September beginnenden Wiederholungskurs erreicht ihn nicht mehr. Ebenfalls zu spät kommt das Schreiben von Walther Meier von der *Neuen Schweizer Rundschau* vom 16. September. Obwohl er die ihm von Gwerder Anfang August zugeschickten Gedichte „mit Vergnügen gelesen“ hat und „einige davon wirklich gut“ findet, schickt er die Texte – wie schon früher mehrmals – wieder zurück, mit der Aufforderung, die Gedichte „nach Neujahr“

nochmals einzusenden.

Roger Perret, Vorwort, aus Alexander Xaver Gwerder: *Dreizehn Meter über der Strasse*.
Dokumente zu Leben und Werk Kommentar, herausgegeben von Roger Perret, Limmat Verlag,
1998